

## **Zeiten-Wende - Von Gabi Novak-Oster**

Erschienenen in: „Das ganze Deutschland – Reportagen zur Einheit“

Aufbau-Verlag von Axel Hacke, Alexander Osang, Robert Leicht mit Beiträgen von Rainer Eppelmann, Markus Meckel u.a.

Erstveröffentlichung: Rhein-Zeitung, 4./ 5. 9. 1999

*Schreibfehler bitten wir zu entschuldigen. Der Originaltext war nicht digitalisiert und wurde nachträglich aus dem Buch gescannt.*

Manchmal, sagt Irmtraut Hollitzer, da singe sie bei ihrer Arbeit ein fröhliches Halleluja vor sich hin. Der Fremde kann sich das nur schwer vorstellen, hier, an dieser Stätte. Hier, wo heute öffentlich gemacht wird, was die Stasi – das Ministerium für Staatssicherheit der DDR – jahrzehntelang heimlich trieb: unmenschliche Machenschaften. Fast schon genial im Sinne der Erfindungsgabe. Aber niederträchtig, gemein und zynisch jenen gegenüber, die mit solch ausgetüftelten Methoden verfolgt, angeprangert und bloßgestellt werden sollten - und wurden. Auch wenn sie persönlich »vergleichsweise harmlose Dinge« ertragen musste für Irmtraut Hollitzer ist die Arbeit in den authentischen Räumen der Leipziger Stasi ein Stück Vergangenheitsbewältigung. »Ja, auch Genugtuung«, sagt sie ohne Zögern. Die 56-Jährige ist froh, endlich darüber sprechen zu können. Andererseits kommt ihr beim Reden, mit dem Blick hinter die Maskerade der Stasi, eigenes Erleben jeden Tag schlimmer vor. Noch schlimmer. Denn mit dem Abstand wächst auch die Wut. Weil Irmtraut Hollitzer bei ihrer Arbeit ständig mehr bewusst wird: »Das Leben hätte anders sein können.«

Die Richtung ihres Lebens wird der Pfarrerstochter aus der Niederlausitz bereits in der Kindheit vorgegeben. Die Haltung der Eltern, dass dieser »Staat verachtenswert ist und nicht akzeptiert werden kann«, saugt sie »wie Muttermilch auf«. Natürlich wird Irmtraut - wie auch ihre Geschwister - nicht zu den Jungen Pionieren geschickt und sie ist darauf sogar »ein Stück stolz«. Mit einem Lächeln denkt sie an die Schultage zurück, an denen Marschieren angesagt war. Die Bilder von damals: Sie, ohne Uniform. wird degradiert und muss das Schlusslicht der Gruppe bilden = ausgegrenzt aus der vom Staat genormten Gemeinschaft. Das entsetzt den Vater: Die Tochter erinnert sich an seine Worte: » Wenn so etwas das nächste Mal passiert, kommt ihr nach Hause. Das habt ihr nicht nötig. Damit stärkte er unser Selbstwertgefühl. « Er stärkt es nicht nur für den

Augenblick und für die Schulzeit, sondern fürs ganze Leben. Und das war gut so.

Als Irmtraut mit 17 von ihren Eltern rausgeschickt wird und nach Leipzig kommt, möchte sie ihre Liebe zur Musik auch zum Beruf machen. »Ich nahm Gesangsunterricht und wollte studieren.« Aber sie darf nicht - es sei denn, sie tritt der FDI (Freie Deutsche Jugend) bei. »Ich hätte mein Gewissen verkaufen müssen und fühlte mich dem Gespräch auch nicht gewachsen«, sagt Irmtraut Hollitzer rückblickend. Sie entscheidet sich für die Freiheit, die sie meint - und wird fortan zur Gefangenen des Staates. »Denn es galt die Devise: Bist du nicht für uns, bist du gegen uns.« Dennoch akzeptiert sie zumindest ein Leben in der DDR, das wird am 13. August 1961 deutlich. Irmtraut Hollitzer besucht an diesem Tag mit ihrem kleineren Bruder den älteren Bruder Helmut, der die DDR 1953 nach unerträglichen Attacken von Seiten der Stasi verlassen hatte und nun in West-Berlin wohnte. »Genau am Tag des Mauerbaus bin ich brav wieder nach Hause gefahren«, denkt sie an diese »Entscheidung fürs Leben« und erinnert sich noch heute, wie die Mutter zu jedem Zug gerannt ist und auf die Heimkehr der Kinder gehofft hat.

In Leipzig lernt Irmtraut Hollitzer »schlicht und einfach« in einer Buchbinderei und hat daran sogar Gefallen. Auch im Privatleben tut sich was: Sie verliebt sich bald, heiratet und bekommt vier Kinder: Tobias, Amadeus, Uta und Konstanze, Die Kinder werden so erzogen, wie es Irmtraut von ihren Eltern übernommen hat - sie wachsen in der Sehnsucht nach Freiheit auf. Und damit in die Ablehnung ihres Staates hinein. Keines der vier Kinder fragt, warum es nicht zu den Jungen Pionieren angemeldet wird. »Es war so«, sagt die Mutter, und es klingt noch heute selbstverständlich.

„Unser Verhalten lebte sich täglich aus in Äußerungen und in Diskussionen.« Die Familie als eingeschworene Gemeinschaft. »Das heißt nicht, dass wir nur ein resigniertes Leben geführt haben«, meint Irmtraut Hollitzer lächelnd. Sie denkt zum Beispiel an ihr Mitwirken bei Kirchenkonzerten. »Auf Umwegen und in bescheidenem Maße hat jeder für sich Dinge geschaffen, mit denen er glücklich war.« Und sie hat zudem das Glück, im Rundfunkchor an maßgeblicher Stelle einen »Verbündeten« zu haben, der ihr sogar zu einer Japan-Tournee verhilft. »Das kann ich bis heute nicht fassen.«

Sohn Tobias (33) hat dafür eine logische Erklärung, erinnert sie sich an seine Worte: »Bei euch ist ohnehin kein Blumentopf zu gewinnen.« Soll sagen: Die Stasi sieht weder eine Chance, Familie Hollitzer auf Staatskurs zu bringen, noch als informelle Mitarbeiter (IM)

über die Fehltritte anderer zu gewinnen - so wie allein in Leipzig 10000 Menschen. »Ich bin froh und dankbar, dass diese Qual mich nicht erreicht hat«, räumt Irmtraut Hollitzer ein. Und fügt hinzu: »Eine Heldin bin ich nie gewesen.« Auch - oder vor allem - aus Angst um die Kinder. So versuchen die Eltern, das West-Fernsehen von ihnen fern zu halten, damit sie nicht zu Hause so und in der Schule notgedrungen anders reden müssen. »Nicht ja sagen und nein denken. Diese Schizophrenie sollten sie gar nicht erst lernen.« Die Mutter hält kurz inne, korrigiert sich: »Obwohl dieses zweigleisige Denken ja längst praktiziert wurde.«

Für die Eltern geht es in der Sorge um ihre Kinder vor allem darum, »die Konsequenzen allen Tuns und Lassens einzukalkulieren«. Als Amadeus 1988 seinen Armeedienst mit der Begründung, »nicht zum Mörder werden zu wollen, ablehnt, schlägt die Mutter eine Formulierung »aus christlicher Erziehung vor. Denn sie weiß: »Eine Entscheidung gegen die Armee ist eine Entscheidung gegen das Land.<<

Jeder in der Familie bekommt die Folgen zu spüren. Die Mutter erinnert sich, wie gerne sie in der Schule beim Abseitskreis »Elternaktiv« mitgewirkt hätte, doch bereits da ausgegrenzt wird: »Ich kam mir wie ein Stück Aussatz vor.« Nicht anders fühlen sich die Kinder. Amadeus muss sich erst ein Jahr lang auf einer Schwerstbehinderten-Station bewähren, um den Beruf des Pflegers ergreifen zu können. Tobias wird ein »krummer Rücken« attestiert, was seine Berufswahl automatisch einschränkt - und dann wird ihm ausgerechnet eine Lehrstelle als Tischler angeboten. Uta übt über Jahre hinweg fleißig für den Beruf der Flötistin, doch die Tür zur Musikhochschule bleibt ihr verschlossen. Einmal ist es ihr Gebiss, ein anderes Mal stimmt etwas mit dem kleinen Finger nicht ... Und auch Konstanze, die Jüngste, darf erst nach der Wende ihr Abitur machen und kann sich jetzt endlich zur Pianistin ausbilden lassen. Das Leben der Hollitzers ist geprägt von Konflikten mit dem Staat. Von Bevormundung, Gängelei, Schikane und Ausgrenzung.

Doch nicht die Eltern, sondern die Kinder sind es, die sich als Erste öffentlich zum Widerstand bekennen. »1982 gingen sie mit Haushaltskerzen auf die Straße«, erinnert sich die Mutter, »und ich hatte Angst, dass sie nicht zurückkommen. « So sehr Irmtraut Hollitzer unter dem Regime leidet, »offene Aktionen waren nicht mein Ding«. Sie zögert, wird leiser in der Stimme: »Diese verdammte Feigheit.« Pause.

»Ein bisschen schäme ich mich dafür.« Dann wieder selbstsicher: »Nee. Ich war eben so.«

Wenn es allerdings darum geht, ihren Kindern zu helfen, nimmt die Mutter auch Risiken auf sich. Sie erinnert sich, dass sie nach einem Besuch bei ihren Eltern in West-Berlin für Tobias Material zum Drucken mitgenommen und dafür an der Grenze gelogen hat. Wenn man die Kinder liebt und sieht, dass sie Hilfe benötigen Hilfe beim Widerstand. »Heute bin ich froh, dass die Kinder sich durchgesetzt haben.«

Anfang der 80er Jahre, das ist die Zeit, als sich in der DDR eine Jugend- und Alternativszene entwickelt. Die Idee, »für den Frieden zu beten« und wenig später auch für eine bessere Umwelt, geht von Pfarrer Christoph Wonneberger aus, der damals noch in Dresden tätig ist. Die Friedensgebete werden von einer Hand voll junger Leute auch in Leipzig initiiert. »Ich war erleichtert, dass die Widerstandsbewegung unter dem Dach der Kirche stand«, beschreibt Irmtraut Hollitzer ihre Ängste um die Kinder. Dann aber findet sie sogar den Mut mitzumachen. »Ich hätte mein Gesicht verloren, wenn ich nicht dabei gewesen wäre.«

Nur wenige wissen, dass die friedliche Revolution von 1989 ihre ersten Ansätze bereits Jahre zuvor hat. Erste kleine Demonstrationen finden im November 1983 im Anschluss an das Friedensgebet in der Nikolaikirche statt. Im Schein flackernder Kerzen protestieren Jugendliche gegen die Aufrüstung, viele von ihnen werden daraufhin festgenommen. Der 1. Sekretär der SED-Stadtleitung formuliert vor dem Rat der Stadt: »... Diese Ereignisse können nur als Missbrauch christlich motivierten Friedensengagements durch reaktionäre Kräfte innerhalb der Kirche im Sinne einer eigenen selbständigen Friedensbewegung bewertet werden.« Die Verantwortlichen der Kirche sollen fortan gewährleisten, dass »derartige so genannte ›Symbolhandlungen im Interesse der Kirche und des Staates unterbleiben«. Der Staat macht Druck. Uwe Schwabe vom Vorstand des Archivs Bürgerbewegung schreibt in einem Resümee über die Bedeutung der Friedensgebete später: »An diese Erwartungshaltung des Staates werden sich später einige Kirchenvertreter aus Leipzig sehr genau halten.« In den folgenden Jahren finden die Friedensgebete nur wenig Resonanz. Das ändert sich, als Pfarrer Wonneberger nach Leipzig-Volkmarisdorf wechselt. Fast zeitgleich gründen sich in der Stadt zwei Arbeitskreise, die sich für die Menschenrechte und für einen wirksamen Umweltschutz in der DDR stark machen. In Zusammenarbeit mit Pfarrer Wonneberger machen die meist jungen Leute immer öfter durch öffentlichen Protest auf die Probleme im eigenen Land aufmerksam.

Und sie fühlen sich dabei nicht zuletzt durch Gorbatschows beginnende Reformen gestärkt. Mit Genugtuung registrieren die Protestierenden, dass der Staat von ihren Aktionen nicht unbeeindruckt bleibt: Bei den Verantwortlichen macht sich Nervosität breit. Die Zeiten-Wende hat begonnen. Die friedliche Revolution geht bereits ein Jahr vor ihrem glücklichen Ende in die entscheidende Phase. Die Nikolaikirche, inmitten von Leipzig gelegen, wird 1988 zum Ort politischer Diskussionen. In den montäglichen Friedensgebeten stehen plötzlich nicht mehr biblische Themen, sondern gesellschaftliche Probleme im Vordergrund – und zunehmend wird dabei in aller Öffentlichkeit der Wunsch nach Ausreise in den Westen artikuliert.

Am Umwelttag im Juni spitzen sich die Ereignisse zu. Basisgruppen prangern die Situation im Chemiedreieck Leipzig an, machen mit einem Gedenkumzug auf die starke Verschmutzung der Pleiße aufmerksam, die 1956 in Rohren unter der Erde verschwand. Das einst so reizvolle Flüsschen, Motiv vieler Postkarten, war den Leipzigern geraubt worden. Doch es kam noch schlimmer: Chemieanlagen machten die Pleiße zu einer stinkenden Rinne. Dagegen formiert sich im Juni 1988 Protest. Und schon ist das Ministerium für Staatssicherheit zur Stelle. Das Verbot des Protestzuges wird zwar ignoriert, doch die Superintendenten Leipzigs distanzieren sich von der Aktion. Allein Pfarrer Christoph Wonneberger macht unbeirrt mit.

Inzwischen haben Gruppen und Ausreisewillige eine neue Form der Artikulierung gefunden: Im Anschluss an die Friedensgebete demonstrieren sie und nutzen dabei die Anwesenheit westlicher Journalisten an den Messe-Montagen, um ihre Botschaft überzubringen. »Zu dieser Zeit«, so bilanziert später Uwe Schwabe, »distanzierte sich die Kirchenleitung immer mehr von den kritischen Gruppen.« Pfarrer Wonneberger, der zu seiner Aufgabe steht, wird sogar abgemahnt. Das wiederum bringt die Gruppen gegen Superintendent Friedrich Magirus auf, erst recht als die Regime-Kritiker von der Mitgestaltung der Friedensgebete in der Nikolaikirche ausgeschlossen werden. Dass das Band nicht ganz zerreißt, wird Pfarrer Christian Führer zugeschrieben: Die Nikolaikirche ist wieder »offen für alle«.

Dennoch bleibt ein Graben zwischen Kirche und Kritikern, und dieser Konflikt scheint bis heute nicht bewältigt. Auslöser ist vor allem der Beschluss, die Gruppen vom offiziellen Kirchentag am 9. Juli 1989 auszugrenzen. Wieder ist es Christoph Wonneberger, der zur »Basis« hält und parallel einen »Statt Kirchentag« vorbereitet. »Hier ist etwas Großes

passiert« und »hier wurde Geschichte gemacht«, erinnern sich Teilnehmer zehn Jahre später. Manch einer kann dem Verhalten der Kirche inzwischen sogar etwas Positives abgewinnen: »Gut, dass es auch Bremser gab, sonst wäre es vielleicht nicht zur friedlichen Revolution gekommen.«

Der (Doppel-) Kirchentag geht jedenfalls als »Vorbeben der Eruption« in die Leipziger (Revolutions-)Geschichte ein. Nach dem offensichtlichen Wahlbetrug bei den Kommunalwahlen im Mai ist die Stimmung in Leipzig (und anderswo) explosiv wie nie zuvor. Am 4. September, erneut einem Messe-Montag und wieder einmal ein entscheidendes Datum, gehen die Basisgruppen selbstbewusst und provozierend mit eigenen Transparenten auf die Straße: »Für ein offenes Land mit freien Menschen« und »Reisefreiheit statt Vassenflucht«.

Andere schreien ihre Forderungen laut in den Abendhimmel: »Wir wollen raus.« Auf Gewalt, das ist die Losung, verzichten alle. Fast alle. Die Polizei schreitet zunehmend brutaler ein und nimmt zahlreiche Protestierer fest. Abschrecken kann sie damit nicht. Im Gegenteil: Die Schar der Demonstranten wird von Montag zu Montag größer. Uwe Schwabe erinnert sich: »Der Nikolaikirchhof hatte sich durch die lange Tradition der Friedensgebete und durch die Berichte im Westfernsehen zu einem Kristallisationspunkt herausgebildet, an dem die Menschen ihren Unmut über den Staat artikulieren konnten. Dafür war kein Friedensgebet mehr notwendig. Das, was die Gruppen erreichen wollten – die »Kirchenmauer« zu durchbrechen –, wurde jetzt Wirklichkeit.«

Für die Leipziger wird der 9. Oktober zum entscheidenden Tag für die Zukunft des Landes: 20000 Menschen gehen auf die Straße. Bereits am Tag zuvor hatte Erich Honecker den 1. Sekretären der SED-Bezirksleitungen mitgeteilt, »dass damit zu rechnen ist, dass es zu Krawallen kommt«. Die Vorbereitungen der Polizei sind gewaltig, von überall werden Einsatzkräfte zusammengezogen: Kampfgruppen, Soldaten, Volkspolizisten, Stasi. Als Parole und »Motivation« gilt, »dass heute ein für alle Mal Schluss gemacht wird mit der Konterrevolution in Leipzig«, Oder anders: -Genossen, ab heute ist Klassenkampf. Die Situation entspricht dem 17. Juni '53. Heute entscheidet es sich – die oder wir.- Später müssen die Oberen einräumen: -»Mit den Massen hat keiner gerechnet von uns.«

Tobias Hollitzer, nach öffentlichen Protestaktionen selbst dreimal »zugeführt« (also festgenommen), heute Sachgebietsleiter bei der Leipziger Außenstelle des Bundes-

beauftragten für die Staatssicherheit, sieht im 9. Oktober ein wichtiges Datum: - Der Tag war ein erster Sieg über das alte Regime, der jedoch in den nächsten Wochen und Monaten verteidigt werden musste.« Er wird ohne Gewalt verweigert, stark macht vor allem der Zusammenhalt: » Wir sind das Volk.« "

Irmtraut Hollitzer ist bei den Leipziger Montags-Demonstrationen zunächst nicht dabei, »die Nikolaikirche ist eben nicht meine Gemeinde«. Als dann am 9. Oktober auch in der Thomaskirche ein Friedensgebet gehalten wird, macht sie mit - »aber eigentlich mehr, weil ich im Kirchenvorstand war«. Das ändert sich: Fortan zieht Irmtraut Hollitzer Montag für Montag durch die Stadt. »Ich war plötzlich mittendrin.« Auf ihr erstes Transparent schreibt sie ein Solschenizyn-Zitat: »Uns hilft nur eines: Nicht weiter nach der Lüge leben.«

Die Lüge findet ein Ende. Am 9. November 1989 fällt die Mauer. »Was heißt das jetzt?«, fragt sich Familie Hollitzer, als sie abends die Mitteilung von Günter Schabowski hört. »Wir haben nicht gleich begriffen, was damit verbunden war, erinnert sich Irmtraut Hollitzer und muss lachen. Zehn Jahre später ist die »Freude, wie ich leben kann, unbenommen groß«. Das Leben von Irmtraut Hollitzer hat sich verändert. »Ich bin in der Freiheit angekommen.« Und gerade deshalb will sie an die Zeit in Unfreiheit erinnern. Wo könnte das besser geschehen als an einer Stätte, die zu DDR-Zeiten Sitz der Staatssicherheit gewesen ist?

Die »Runde Ecke« am Dittrichring wird am 4. Dezember 1989 gestürmt und besetzt. Erst dann gelangen die unmenschlichen Machenschaften der Stasi langsam an die Öffentlichkeit. Noch im Nachhinein sind die Menschen geschockt. Sie klagen an und fordern zugleich: »Krumme Ecke Schreckenshaus - wann wird ein Museum draus«. Das Bürgerkomitee für die Auflösung der Staatssicherheit richtet eine Stätte der beklemmenden Realität ein. Die Forderung nach mehr Platz, der im Haus eigentlich vorhanden ist, blieb bisher ungehört. Hier hat sich Irmtraut Hollitzer der Aufgabe gestellt, die Vergangenheit nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Getrieben wird sie dabei auch von persönlichen Motiven: »Je mehr ich erfahre, umso bewusster wird mir, was Freiheit für mich und meine Familie hätte sein können - und was man mit uns gemacht hat. Was uns vorenthalten wurde, wie wir eingeeengt wurden.« Es scheint, als durchlebe sie diese Jahre in der Gegenwart immer wieder. Die 56-Jährige wirkt traurig und wütend zugleich. »Unser Leben, das war doch nicht das richtige Leben.« Geblieben ist vor allem das Gefühl der

jahrelangen Demütigung: »Immer nichts wert sein dürfen.« Nicht im Beruf, nicht in der Gesellschaft. Aber wenigstens in der Familie, das war Trost und gab Kraft.

Jetzt, zehn Jahre nach dem Fall der Mauer, hofft Irmtraut Hollitzer »auf die, die jung sind und die wissen wollen, wie die Vergangenheit gewesen ist«, Sie hofft auf Fragen an die Eltern, befürchtet aber, dass die Antworten oftmals ausbleiben werden. Das Museum an der »Runden Ecke« gibt sie auf eindringliche, manchmal fast brutale Weise. Ein Besucher hat ins Gästebuch geschrieben: »Das Erschütterndste an der Ausstellung - alles ist wahr.«